

- Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*. New York, US-NY.
- Vera Gajardo, Antonieta (2014): „Moral, representación y ‚feminismo mapuche‘: elementos para formular una pregunta“. In: *Polis*, Bd. 13, Nr. 38. <https://journals.openedition.org/polis/10146?lang=en>, letzter Aufruf: 28.4.2025. (<https://doi.org/10.4067/S0718-65682014000200014>)

Adam Blackler: *An Imperial Homeland. Forging German Identity in Southwest Africa*. University Park, US-PA: Pennsylvania State University Press 2022, xvi + 265 Seiten

Zusammenhänge zwischen der Entwicklung des öffentlichen Bewusstseins im Wilhelminischen Reich und seiner kolonialen Expansion ab 1884, die verwobene Geschichte (*entangled history*) zwischen Deutschland und den von dort aus kolonisierten Regionen werden seit wenigstens 25 Jahren breit und kontrovers diskutiert. *Adam A. Blacklers* auf seiner Dissertation an der *University of Minnesota* beruhendes Buch greift in diese Debatte ein und verfolgt vor allem zwei Thesen: Zum einen habe die intensive Propagierung und Verfolgung kolonialer Zielsetzungen schon vor der Reichsgründung 1871 und erst recht mit dem Beginn formeller Kolonisierung nach 1884 zur Ausweitung der Vorstellungen von Nation, aber auch von „Heimat“ (durchgehend auf Deutsch) auf den kolonialen Bereich und vor allem auf Deutsch-Südwestafrika (DSWA), das heutige Namibia, die einzige Siedlungskolonie des Kaiserreichs, geführt. Zum andern habe sich die geschichtliche Verwobenheit von Kolonie und Metropole wesentlich auch an der Handlungsfähigkeit der Kolonisierten gezeigt, die, weit davon entfernt, passive Opfer eines Eroberungsprozesses zu sein, die Kolonisation aktiv mitgeprägt hätte. Dies erkennt Blackler nicht zuletzt darin, dass der antikoniale Widerstand, den er vor allem mit den ikonischen Gestalten von *Gaob Hendrik Witbooi* auf Seiten der Nama und *Ombara Samuel Maharero* auf Seiten der Ovaherero verbindet, die Illusionen zerstört habe, die am Anfang des Kolonisationsprojekts gestanden hatten. Dies musste Rückwirkungen auf das nationale Selbstbild haben, die Blackler vor allem an der zunehmenden Vorherrschaft von Rassismus (Rasse-Denken) festmacht. Die Dominanz dieser Vorstellungen habe schließlich auch zur Entgrenzung der Gewalt in den Kolonien beigetragen, die im Völkermord an den Ovaherero und Nama gipfelte; die Überlebenden wurden zu atomisierten, entrechteten Arbeitskräften. Am Ende „diente DSWA als Siedlerkolonie als Verlängerung des imperialistischen Staates und band damit das deutsche nationale Interesse unauflöslich an das südliche Afrika“ (128).

Den Weg dahin stellt Blackler in sechs Kapiteln dar: Zunächst verweist er auf die langjährige Kolonialagitation vor der Reichsgründung 1871 und den Beginn formeller Kolonialexpansion 1884. Danach geht es um die Rolle der Rheinischen Mission in Namibia ab 1842 und die langsame Positionierung der Missionare für die Kolonialherrschaft und Ausbreitung rassistischer Einstellungen unter ihnen. Das dritte Kapitel ist der imperialistischen Propaganda im Kaiserreich gewidmet, wobei die „Begegnung“ (*encounter*) medial vermittelt war und es schwerfällt, der Argumentation zu folgen, die Besucher:innen von Völkerschauen oder die Leser:innen

von Reisebereichten seien mit der „Wirklichkeit“ in Berührung gekommen. Das vierte Kapitel hat zeitlich parallel dazu den afrikanischen Widerstand gegen die Kolonisierung Namibias sowie die Radikalisierung der Gewaltbereitschaft der Kolonialbehörden sowie der Siedler:innen zum Gegenstand. Die Forcierung der rassistischen Einteilung der Gesellschaft in der Kolonie („apartheid“) und damit die strikte Abgrenzung alles „Deutschen“ gegenüber als Andere definierten „Rassen“ hatte einschneidende Konsequenzen besonders für sogenannte Mischehen. Blackler zeichnet dies im fünften Kapitel als weitere Konsequenz der Radikalisierung der Auseinandersetzungen in Namibia, während er die Lage der Afrikaner:innen mit der von Horst Drechsler (1966) geprägten Metapher des „Friedhofs“ kennzeichnet. Im abschließenden sechsten Kapitel wendet sich Blackler den durch Kriegserfahrung und die Verhältnisse der Siedler bestimmten Männlichkeitsidealen zu, für die auch Gültigkeit für das metropolitane Deutschland beansprucht wurde.

Diese Themen sind durchweg auch schon in früheren Arbeiten behandelt worden. Blackler hat freilich weitere Quellen erschlossen, was unter Historiker:innen immer ein Verdienst ist. Allerdings kann die immer wieder vorgebrachte Vorstellung von „Heimat“ nicht überzeugen. Es geht hier nicht darum, dass für viele Siedler:innen „Südwest“ tatsächlich zur „Heimat“ wurde. Das ist unbestreitbar, wird hier aber kaum thematisiert. Blackler betont vielmehr immer wieder einen „kolonialen“ oder auch „imperialen Konsens“, der durch alle Schichten in Deutschland geherrscht habe; die zahlreichen Gegenstimmen, die etwa große Teile der hier völlig ausgeblendeten sozialdemokratischen Presse einschloss, kommen selten vor. Abrupt ist dann an einigen Stellen plötzlich von antikolonialen Stimmungen die Rede. Auch die berüchtigten „Hottentottenwahlen“ des Jahres 1907, in denen eine Neustrukturierung des Parteiensystems zu Lasten der SPD gelang, dessen Erfolg u.a. auf einer chauvinistischen Kolonialagitation beruhte, werden allein dadurch nicht verständlich, wenn ihre in der Literatur klar belegte anti-sozialdemokratische Stoßrichtung ausgeblendet bleibt. Gerade in neuerer Zeit wird die Gesellschaft zur Zeit des Wilhelminismus sehr kontrovers diskutiert. Das ist hier kaum angesprochen und vielleicht deshalb werden auch die tiefen sozialen und politischen Gegensätze kaum thematisiert.

Der schwierige Terminus „Heimat“ wird kaum kategorial reflektiert. Dabei wäre dies nötig bei einer Vorstellung die sich – auch laut *des Deutschen Wörterbuchs* (Duden) – in erster Linie auf den räumlichen Nahbereich, also Lokalität oder allenfalls Region bezieht; ihre Ausweitung nicht im Sinne der Nation, sondern der mit „Heimat“ konnotierten affektiven Vertrautheit auf ferne Orte und Gebiete wäre eingehend zu begründen. Blackler wirft verschiedentlich das Rheinland mit Westfalen durcheinander – hätte er dort einmal Leute nach ihrer „Heimat“ gefragt, wäre ihm das schwerlich unterlaufen. Unter den zahlreichen kleinen und nicht ganz so kleinen Fehlern sei noch erwähnt, dass der Autor dem kolonialen Mythos von der Gründung Windhoeks durch Curt von François aufsitzt (89, 123), dem zuletzt im Erscheinungsjahr des Buches, 2022, beim Sturz der Statue dieses Condottiere in Windhoek aus dekolonialer Perspektive heftig und überzeugend widersprochen wurde.

Liest man das Unternehmen als Versuch zur mentalitätsgeschichtlichen Rekonstruktion der verwobenen Beziehung zwischen Namibia und Deutschland zur Zeit der

akuten Kolonialherrschaft, so ist zu bedauern, dass es bei dieser gewiss wohlmeinenden, aber letztlich über weite Strecken holzschnitthaften Darstellung geblieben ist.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v45i1.16>

Lucile Dreidemy, Johannes Knierzinger, David Mayer & Clemens Pfeffer (Hg.): *Stimmen des Antikolonialismus. Eine globalhistorische Spurensammlung 1615-1915*. Wien: Mandelbaum Verlag 2025, 489 Seiten

Der Titel ist ein nicht eingelöstes Versprechen. Um „Antikolonialismus“ im Sinne eines Strebens nach Abschaffung des Kolonialismus geht es allenfalls in einem der fünfzehn dokumentierten Artikel; alle anderen visieren höchstens einen „gerechteren“ Kolonialismus an. „Koloniale Kolonialismuskritik“ wäre eine passendere Bezeichnung gewesen.

Die Herausgeber haben Texte vom Kolonialismus betroffener Autoren aus drei Jahrhunderten und allen Kontinenten zusammengestellt, die zeigen sollen, dass die Kritik am Kolonialismus so alt ist wie die Geschichte der kolonialen Expansionen selbst. Jeder dieser Texte wird begleitet von einer etwa gleich langen, kontextualisierenden und erläuternden Interpretation durch gegenwärtige Historiker.

Der radikalste Beitrag ist „Die afrikanischen Wurzeln des Krieges“ aus dem Jahr 1915 von W.E.B. Du Bois – was sich schon in der Wortwahl manifestiert:

„Was Engländern, Deutschen, Franzosen und Belgiern auf dem dunklen Kontinent Fortschritt ist, zeigt sich in verlogenen Verträgen, und in Strömen an Rum, in Mord und Meuchelmord, in Verstümmelung, Vergewaltigung und Folter.“ (446)

Die davon betroffenen Völker werden diese Behandlung nicht mehr lange ertragen. „Dann werden sie kämpfen, und der Krieg an der Rassenschranke wird an Grausamkeit und Unmenschlichkeit jeden Krieg übertreffen, den diese Welt bisher gesehen hat.“ (456) Dies könne nur verhindert werden, wenn Rassenverleumdung und Rassenvorurteile zum Verschwinden gebracht würden. Konkrete politische Forderungen, die Du Bois aus seiner Analyse ableitet, sind vor allem: Rückgängigmachung des ungeheuren Landraubs durch die Weißen in Afrika, Allgemeine Schulbildung und Selbstverwaltung/Selbstregierung.

Die meisten anderen Artikel sind kolonialismuskritisch allenfalls in dem Sinn, dass sie immanent „die Herrschaftspraxis der Kolonialmacht anprangern“ (327) – wie etwa Muchamedzan Tynyspaevs „Die Kasachen und die Freiheitsbewegung“ von 1905, der „keine Rückkehr zu den vorkolonialen Verhältnissen, sondern vielmehr eine Umsetzung der Versprechen der Kolonialherren“ (326) fordert, und sich dabei ohne Hemmungen auf das von allen europäischen Kolonialmächten gebrauchte „Vokabular der Zivilisierungsmission“ (ebd.) stützt. In verwandter Weise entwarf 1908 Musa Sayramis „Tarikh-I Hamidi: Eine uigurische Chronik der späten Qing-Zeit“ das „Bild eines gerechten, zugänglichen und aktiven“ Qing-Herrschers, „dessen kaiserliche Beamte dies kostbare Gut der Gerechtigkeit aber beiseitegelegt (haben), und ... ihre Tyrannei von Augenblick zu Augenblick (steigern)“ (356). Von